

Von Luzern und seinen Stadtmauern, Türmen und Brücken

Autor(en): **Moos, Xaver von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **45 (1958)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534411>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Matthäus Merian 1643

Der *Weinmarkt* war der wichtigste Platz des alten Luzern. Hier wurden im 15. und 16. Jahrhundert die Passions- und Osterspiele aufgeführt. Hier steht heute noch, zur Erinnerung an das Mittelalter, eine Kopie des gotischen Brunnens aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Von Luzern und seinen Stadtmauern, Türmen und Brücken

Dr. Xaver von Moos

Aus dem instruktiven und geistvoll geschriebenen und reich ausgestatteten Kunstführer des Verfassers Dr. Xaver von Moos: ‚Luzern. Ein kleiner Kunstführer. Mit 23 Zeichnungen sowie einem Stadtplan von Erich Müller und 79 Photographien‘, Verlag Josef Stocker, Luzern, durften mit gütiger Zustimmung des Verfassers und des Verlegers drei Kapitelchen abgedruckt werden. Wir danken herzlich für dies gütige Entgegenkommen.

Die Schriftleitung

Von Luzern

Luzern war gegen Ende des 19. Jahrhunderts und noch zu Anfang des 20. *eine Sommerfrische der großen Welt von Europa*, so etwas wie ein schweizerisches Nizza. Während dieser Jahrzehnte ist seine Einwohnerzahl auf mehr als das Dreifache ihres früheren Bestandes angewachsen, und so ist es verständlich, daß die Stadt noch heute die Erscheinung eines feudalen Fremdenkurorts aus der Jahrhundertwende besitzt, mit einem leichten Beigeschmack von Verspieltheit, wie er gerne jenen Orten anhaftet, die noch vom Glanz einer deutlich entschwundenen, aber nicht weit zurückliegenden Vergangenheit zehren.

Doch Luzern hat nicht nur seine Hotelpaläste, es bewahrt mitten drin, und deutlicher sichtbar als die meisten anderen Schweizer Städte, *die höchst maleurischen Reste eines romantischen Mittelalters*. Da ist die lange, gedeckte Holzbrücke, die in skurrilem Zickzack schräg über den Fluß läuft, an dem massiven, achteckigen Wehrturm vorbei, der mitten im Wasser steht. Da sind die neun Museggtürme der alten Stadtbefestigung, die noch heute, durch eine ununterbrochene Mauer verbunden, die Stadt im Nor-

den weithin überragen, und da sind die barocken und gotischen Türme seiner Kirchen, die von den Ufern der Reuß oder von freistehenden Hügeln herab über den See hinaus grüßen.

Aber natürlich verdankte Luzern sein Aufblühen als Fremdenstadt nicht seinen malerischen Türmen und Brücken, die man damals durchaus nicht geschätzt hat, sondern den Reizen seiner *Landschaft*, dem See und den Bergen. Denn es liegt nicht nur wie Zürich und Genf am Ausfluß eines freundlichen Sees, es blickt über ein idyllisches Vorgelände in eine romantische Bergwelt hinein. Und dieser romantische Ausblick ins Gebirge war zu der Zeit, da Luzern als Ferienort Mode wurde, besonders beliebt. Es waren die Jahrzehnte, als Richard Wagner das theater- und musikfreudige Europa für die romantischen Szenarien seiner nordischen Vorwelt begeisterte, und es ist kein Zufall, daß Wagner entscheidende Anregung für die großen Musikdramen während seines Luzerner Aufenthaltes aus der Landschaft des Vierwaldstätter Sees geschöpft hat.

Aber *der romantische Kult der Luzerner Landschaft* hat auch seine Kehrseite gehabt. Er hat die Legende gezeitigt, daß Luzern ein Regenloch sei. Die Wirkung erscheint paradox, aber sie wird bei näherem Zusehen verständlich. Daß es in Luzern nicht mehr, sogar weniger regnet als in andern, auf ihr gutes Klima stolzen Städten der Schweiz, läßt sich statistisch ohne Mühe beweisen. Aber der Vorwurf entbehrt nicht ganz der Begründung: Luzern muß man bei schönem Wetter erlebt haben, sonst kennt man es nicht. In Zürich kann man das Landesmuseum auch bei Regen genießen (finster ist es in seinen Räumen ohnehin), in Bern vermag das prächtigste Wetter aus dem Bundespalast keinen Louvre zu machen, und in Basel ist das Münster und der ganze Münsterplatz etwas so Herrliches, daß man auch bei trüber Witterung noch begeistert wird. In Luzern aber ist bei Regen der See und seine Umgebung eine einzige Trübsal. Man muß einfach warten, bis der Himmel wieder blau wird, und dazu braucht es etwas, das heute sehr aus der Mode gekommen ist: ein wenig Geduld. . .

Luzerns Stadtmauern, Türme und Brücken

Im 8. Jahrhundert wurde auf der Stelle der heutigen Hofkirche ein Benediktinerkloster gegründet, und um 840 schenkte Ludwig der Fromme dies Kloster

der Abtei Murbach im Elsaß. Zweifellos aber gehen *die frühesten Siedelungen* viel weiter zurück. Luzern war von alters her Markt für die Innerschweiz. Da kreuzten sich zwei uralte Handelswege: die Schifffahrtsstraße von Süden nach Norden, vom Vierwaldstätter See reußabwärts zum Rhein, und der Landweg von Westen nach Osten, vom Brünig nach Küßnacht und Cham. Wahrscheinlich befand sich schon in sehr alter Zeit in der Gegend des heutigen Rathauses ein Landeplatz für die Schiffe, und etwas weiter reußabwärts, an der Stelle der heutigen Reußbrücke, eine Fähre für die Kaufleute, die den Landweg von Westen nach Osten benutzten. Im 12. Jahrhundert wurde die Fähre durch eine Brücke ersetzt, und schon früher, wahrscheinlich noch im ersten Jahrtausend, war der Lande- und Handelsplatz durch Burgen auf der Musegg und Türme am See geschützt worden.

Die eigentliche *Gründung der Stadt* mit eigenem Markt und Maß und eigenem Schultheißenamt, mit einem geschlossenen Ring von Mauern, Türmen und Toren, ist erst zu Ende des 12. oder zu Anfang des 13. Jahrhunderts erfolgt. Die Eröffnung des Gotthardpasses verlieh ihr sogleich einen mächtigen Aufschwung. Diese älteste Stadt befand sich am rechten Ufer der Reuß, wahrscheinlich zwischen Reußbrücke und Rathaus. Sie hatte ihre eigene Kirche, die sogenannte Peterskapelle. Diese stand ursprünglich außerhalb der Stadt, wie in Sempach und Rothenburg und an manchen anderen Orten. Doch schon in der Mitte des 13. Jahrhunderts war auch das Kapellquartier von der Stadtmauer umschlossen, und ebenso der linksufrige Brückenkopf, wo schon damals ein Spital und ein Klösterchen standen. Die Großstadt, am rechten Reußufer, erhob sich, militärisch vorzüglich gesichert, auf einer Art Insel, die im Süden und Westen vom Fluß, im Osten vom See und im Norden durch einen Graben begrenzt war, der sich der Musegg entlang zog und das Wasser vom Grendel, der nördlichen Ausbuchtung des Sees, in die Reuß bei den Stadtmühlen abfließen ließ.

Weit außerhalb von diesem städtischen Mauerring befand sich das selbständig befestigte *Kloster im Hof*, das von der städtischen Siedelung durch den weit nach Norden greifenden See sowie durch unwegbares Sumpfland geschieden war und nur durch einen schmalen Kirchweg am Südabhang der Musegg erreicht werden konnte. An diesen Kirchweg erinnert noch heute die Weggisgasse (von Weg us = Weg aus der Stadt hinaus) und das Weyquartier

(von via = Weg). Aber diese ungeschützte Verbindung war zu einer gemeinsamen Verteidigung von Stadt und Kloster zu schwach, und als sich dann um 1250, bei einer Belagerung der päpstlich gesinnten Stadt durch die dem Kaiser ergebenen Zürcher, die Stadt wohl zu halten vermochte, während das Kloster vom Feind besetzt wurde, entschloß man sich zum Bau eines geschützten Laufganges zwischen Kloster und Stadt, und so wurde um 1260 die Hofbrücke geschaffen und mit Palisaden gesichert.

Bald darauf, um 1300, wurden die Mauerbefestigungen der Groß- und der Kleinstadt verstärkt und ergänzt. Die Voraussetzung dazu bot der wirtschaftliche Aufschwung Luzerns infolge des Gotthardverkehrs, und den näheren Anlaß bildete die immer stärker werdende Spannung zwischen den Eidgenossen und Österreich. So entstanden damals die meisten jener imposanten Bollwerke im Osten der Großstadt und im Süden der Kleinstadt, wie sie auf allen alten Stadtprospekten zu sehen sind, und wie sie auch Merian auf seinem Stadtplan von 1643 verzeichnet. Auch der Wasserturm erhielt damals seine heutige Form.

Erst gute hundert Jahre nachher, zu Anfang des 15. Jahrhunderts, als Luzern mit den Eidgenossen zusammen die Österreicher geschlagen und sich im Anschluß daran die Luzerner Landschaft eroberte, da wurde der Mauergürtel um die Stadt von neuem erweitert. In der Kleinstadt hatte noch während des 14. Jahrhunderts der Krienbach, die heutige Burgerstraße, den westlichen Abschluß gebildet, jetzt nahm man auch die Vorstädte im Westen, die Rütli- und Pfistergasse, ins Stadtinnere auf, indem man weiter westlich, dem nachmaligen Hirschengraben entlang, eine neue Stadtmauer errichtete. Gleichzeitig wurde auch die Musegg mit neun hohen Türmen ausgebaut. Doch hatte diese Verlegung des Mauergürtels nach Norden nicht in erster Linie den Zweck, den bebaubaren Grund und Boden der Stadt zu vergrößern, sie war eine strategische Notwendigkeit und stand im Zusammenhange mit dem Aufkommen der großen Artillerie am Ende des 14. Jahrhunderts, der man nur oben auf der Musegg wirksam begegnen konnte. So finden wir denn auch das von der Museggmauer umschlossene Hügelgelände bis tief in das 19. Jahrhundert hinein nicht von Häusern bebaut. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erstanden hier das große Kornhaus und das Ursulinerinnenkloster, aber sie blieben sehr lange allein. Auch in der Ebene hat

sich die Stadt seit dem 15. Jahrhundert auffallend wenig vergrößert.

So bot sie noch bis gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts einen romantischen Anblick. Wohl hatte sie sich im Laufe der Jahrhunderte fortwährend verändert. Und natürlich wurde in diesem Kampfe des Neuen mit dem Alten nicht nur viel Schönes geschaffen, sondern auch ebensoviel Schönes unnötig geopfert. Darin unterschied sich die gute alte Zeit von der heutigen kaum. Aber die organische Einheit des Ganzen blieb dennoch bestehen. Und wenn man irgendeinen der alten Stadtprospekte aus dem Ende des 18. oder dem Anfang des 19. Jahrhunderts betrachtet, so stellt man immer wieder mit staunender Bewunderung fest, daß kein einziges unschönes Gebäude, keine einzige auffallende Disproportion im Zusammenspiel der Massen den harmonischen Eindruck der Anlage stört. . .

Erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts begann Luzern seine Ringmauern zu sprengen und damit aus den Fugen zu gehen. Dieser Prozeß begann, wie fast überall, langsam und beinahe zögernd. Er setzte mit dem Ausbau der Reuß- und Seeufer ein. 1833 war eine Gebäudegruppe westlich des Kornmarktes niedergebrannt, und mit dem Bauschutt dieses Brandgäßchens wurde der Quai unter der Egg und am Ufer gegenüber, vor der Jesuitenkirche bis zum heutigen Theater, gebaut. Das brachte eine teilweise Umgestaltung der Kapellbrücke mit sich: die Enden der Brücke wurden abgebrochen und in geradem Winkel mit den Reußquais verbunden. Dies hat die schon ohnehin eigentümliche Biegung der Brückenbahn noch mehr kompliziert und ihr jenes romantische Zickzack verliehen, das ihren malerischen Reiz für uns Menschen des 20. Jahrhunderts noch steigert. . .

Ungefähr gleichzeitig begann man mit einer viel einschneidenderen Umgestaltung des alten Stadtbildes: der Schweizerhofquai wurde gebaut, und dies machte die Beseitigung der Hofbrücke nötig. Auch hier war die Opposition so gewichtig, daß sich der gänzliche Abbruch der Brücke volle sechzehn Jahre hinauszog. Gleichzeitig mit der Regulierung der Reuß- und Seeufer wurde mit dem Auffüllen der Stadtgräben begonnen. Im Grunde waren dies alles organische Vorgänge, die mit dem modernen Ausbau der Stadt eines Tages notwendig eintreten mußten. Aber außerordentlich mühelos folgte ihnen dann die Schleißung der Türme und Tore. In weniger als einem halben Jahrzehnt, zwischen 1860 und 1864,

wurden die schönsten jener Befestigungsbauten niedergelegt, die einst der Stadt ein so markantes Gepräge verliehen hatten. Natürlich wäre es für eine pietätvolle Stadtplanung ein leichtes gewesen, den Verkehr um die wichtigsten Tore herumzuführen. Aber man hatte damals in Luzern so wenig wie andernorts ein Auge dafür. Was dann der Zufall, nicht Pietät vor dem Alten, bestehen ließ, das sind immerhin fast imposante Fragmente: die ganze Museggmauer und zwei alte Holzbrücken. . .

Am schönsten zeigt sich die Musegg, wenn man sich ihr vom See her im Dampfboote nähert, an einem klaren Sommerabend besonders, wenn das Spätschiff von Weggis und Hertenstein langsam in die Luzerner Bucht einfährt, wenn dann die Musegg allmählich aus den umliegenden Hügeln heraustritt und sich ihre Türme, einer nach dem andern, vor dem goldenen Abendhimmel abheben. Dann wirkt sie altvertraut und unwirklich zugleich wie ein Märchen aus Kindertagen.

Die Türme der Musegg waren ursprünglich alle nach der Stadtseite hin offen und trugen keine Helme. Daß einzelne von ihnen lange vor 1400 gebaut worden sind, kann man an den Formen der Schießscharten erkennen, welche den Verteidigungswaffen der verschiedenen Epochen entsprechen. So finden sich da und dort schmale und hohe, bis zum Boden herunterreichende Schlitze, die für Bogenschützen bestimmt gewesen sein müssen, welche ihre Waffen senkrecht in der Hand hielten. Solche Scharten reichen in die Zeit vor dem 13. Jahrhundert zurück, denn damals wurde der Bogen durch die Armbrust verdrängt. Doch zeigen sich diese Schlitze meistens nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form. Sie wurden im 13. Jahrhundert in Brusthöhe ausgeweitet, um Platz für die waagrecht, gehaltene Armbrust zu schaffen. Und als dann am Ende des 14. Jahrhunderts die Feuerwaffen zur Verteidigung der Mauern aufkamen, da wurden einzelne dieser Scharten nochmals verändert: man mauerte sie zu, bis auf die weniger hohen, rechteckigen Schußöffnungen nahe am Boden, und versah sie mit Loch und Schmiege, zur Einfügung eines Auflegeholzes für die Schußwaffe.

Die meisten der Türme besitzen eine besondere Eigenart. Der *Nölliturm* an der Reuß hat seinen Namen wahrscheinlich von einem Torwärter Nöllli. Er erhielt seine heutige Gestalt erst am Anfang des 16. Jahrhunderts, ungefähr gleichzeitig mit dem Bagharzturm beim Hause zur Gilgen. Auf dem Zinnenkranz des *Männliturms* stehen zwei Erkertürmchen, und vom

westlichen dieser Türmchen blickt der geharnischte Mann aus getriebenem Blech seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts unter seinem fröhlich bebuschten Helm mit keckem Aug auf die Stadt hinaus. Der *Luegisland* war, wie der Name besagt, ursprünglich der Wachturm, von wo der Feuerwächter ins Land hinaus lugte. Er trat dieses Amt um 1768 dem *Heuturme* ab, der seitdem Wachturm heißt. Gleichzeitig erhielt der Luegisland seinen heutigen Spitzhelm. Aber das Dach bekam erst mit der Zeit seine originelle Verdrehung, die übrigens nicht einmal besonders originell ist, da sich alle spitzhelmbewehrten Türme der Welt allmählich im Sinne der Sonnenbahn drehen. Im *Wachturm* mit seinem pickelhaubenartigen Helm und den acht neugierigen großen Lukarnen hauste seit 1768 der Feuerwächter. Dann folgt der *Zeitturm* mit der Uhr und dem großen Zifferblatt, dann der *Schirmerturm*, durch dessen Tor, von der Mitte des 15. bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts, die Zürichstraße führte. Denn das Tälchen mit der heutigen Zürichstraße wurde erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts ausgehoben. Mit dem *Pulver-* oder *Holdermeyerturm*, dem *Allenwindenturm* und dem *Dächliturm* schließt die Reihe der Mauertürme im Osten.

Älter als der Großteil der Museggmauer ist der *Wasserturm* inmitten der Reuß, der in seiner heutigen Form auf die Zeit um 1300 zurückgeht und sich außen ziemlich unverändert erhalten hat. Er war in ältesten Zeiten ein Teil des Befestigungsringes der Stadt und diente dann später als Archiv, Schatzgewölbe, Gefängnis und Folterkammer. Das Archiv wurde erst am Ende des 17. Jahrhunderts in den damals gebauten Archivraum des Rathauses verlegt. Im Schatzgewölbe wurde die Burgunderbeute verwahrt, mit dem wundersamen Diamanten, den Karl der Kühne für ein Herzogtum wert hielt, hier hingen lange Zeit die eroberten Fahnen.

Wie die Türme nicht bloß Befestigungswerke gewesen sind, so waren die Brücken nicht bloß Verkehrswege, auf denen man so rasch als möglich ans andere Ufer zu kommen suchte. Auf ihnen wickelte sich vielmehr ein Teil des öffentlichen Lebens der Bürgerschaft ab. Auf ihnen wurden in sehr alter Zeit Verträge geschlossen (aus solchen Verträgen bestimmen wir heute das Alter der Brücken), sie bildeten einen Teil der Stadtbefestigung, sie waren Marktplatz und elegante Promenade, und auf zweien von ihnen wurde seit dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts das Volk durch einen einzigartigen Anschauungsunterricht mit den großen Ereignissen

der biblischen und der vaterländischen Geschichte vertraut gemacht. Auf der ehemaligen Hofbrücke wurde die Heilsgeschichte des Alten und des Neuen Testaments in über 200 Gemälden des 16. Jahrhunderts erzählt, ungefähr so, wie sie gleichzeitig in den Weinmarktspielen aufgeführt worden ist. Auf der Kapellbrücke ist noch heute die Schweizergeschichte und das Leben des Stadtpatrons St. Leodegar auf mehr als 100 Tafeln aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts zur Schau gestellt, und auf der Spreuerbrücke ist der eine der beiden Luzerner Totentänze zu sehen.

Einiges über die Franziskanerkirche *

Dr. Xaver von Moos

Von den Luzerner Kirchen ist die Franziskaner- oder Barfüßerkirche die einzige, die uns aus gotischen Zeiten erhalten blieb: der Chor stammt aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, während das dreischiffige Langhaus erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts seine jetzigen Proportionen erhalten hat; die ursprünglich niedrigen Seitenschiffe wurden damals erhöht... Allerdings ist die Barfüßerkirche auch keine im vollen Sinne gotische Kirche mehr. Vieles ist durch die späteren Epochen nicht nur an der Ausstattung, sondern am Bau selber verändert worden, und zuweilen kommt in diesen Umbauten mehr die Eigenwilligkeit der Erneuerer als ihre Achtung vor dem bestehenden Alten zum Ausdruck. So empfängt der Besucher hier einen weniger einheitlichen Eindruck als in der Hof- oder Jesuitenkirche. Wer eine dieser Kirchen betritt, der bekommt, falls er nur etwas empfänglich ist für das Schöne, eine Ahnung von Architektur, er fühlt die Majestät eines Raumes. In der Barfüßerkirche aber ist man genötigt, ‚historisch‘ zu denken, das aus verschiedenen Epochen Stammende aus seinem gegenwärtigen äußeren und ä-

berlichen Zusammenhänge zu lösen und es in Gedanken wieder in jene verlorengegangene Harmonie zurückzusetzen, für die es geschaffen wurde.

Zu diesem Zweck ist es vor allem erforderlich, sich die Kirche in ihrer ursprünglichen gotischen Gestalt vorzustellen, also ohne die barocken Zutaten, etwa so, wie sie noch am Ende des 16. Jahrhunderts ausgesehen hat. Da tritt uns der Bau als ein typisches Beispiel jener Gotteshäuser entgegen, die von den Bettelorden während des Spätmittelalters allenthalben erstellt worden sind. Im Unterschied zu den gotischen Kathedralen, den Werken der reichen Stadtbürgerschaft, herrscht hier äußerste Schlichtheit. Anstatt der Säulen, Säulenbündel und Dienste, durch deren feines System dort die Wände aufgelöst waren, finden wir hier glatte Mauern, anstatt der reichen Rippengewölbe flache Holzdecken. So wird im Raume des Volks und der Predigt jenem Geiste der Armut gehuldigt, der ehemals den Orden des hl. Franz von Assisi auszeichnete. Reichtum und Schönheit fehlten aber nicht, nur waren sie ursprünglich ganz auf den Chor als die Wohnung des Allerhöchsten beschränkt. Dieser ist kunstvoll gegliedert, mit hohen, schmalen Fenstern und einem Rippengewölbe. Hier erwachen Wand und Decke zu pulsierendem Leben.

Der Unterschied zwischen Langhaus und Chor kommt auch im Äußern zur Geltung. Da sind keine Türme, die der Hauptfassade ein besonderes Gewicht zu geben vermöchten; keine prunkvollen Portale, nur schlichte Pforten führen ins Innere, und die Seitenwände sind kahle Mauern. Dagegen ist der Chor nach außen viel reicher gegliedert, mit scharfgeschnittenen Streben, die zwischen den Fenstern in steilen Absätzen zur Höhe steigen. Diese vom gotischen Architekten bewußt angestrebte Wirkung des Gegensatzes zwischen Langhaus und Chor wurde zur Zeit des Barocks durch die seitlichen, an sich malerischen Kapellenanlagen verwischt.

Noch stärker ist heute die ursprüngliche Wirkung des Innern geschmälert. Der Chor erschien früher als laternenartiges, liches Gehäuse, das von den glühenden Farben der gotischen Fenster durchleuchtet war. Daß die Glasgemälde heute durch moderne ersetzt sind, ist das kleinere Übel, verglichen mit dem Umstand, daß man die Fenster der Südseite beim Anbau eines jüngeren Klosterflügels vermauert hat und daß das große Fenster hinter dem Hochaltar durch den hohen spätbarocken Altarbau vollkommen verdeckt worden ist. Wie herrlich muß die Wir-

* Als drittes ausgewähltes Kapitelchen dem erwähnten Kunstführer ‚Luzern‘ auszugsweise entnommen. Die Schriftl.